

Man muß jedoch darauf hinweisen, daß sich ein Universitätswechsel während des BA-Studiums als ausgesprochen schwierig darstellt, da alle Universitäten einen eigenen Bachelor-Studiengang eingeführt haben. So kommen zu den üblichen Anerkennungsschwierigkeiten der bereits erworbenen Scheine bei der neuen Universität weitere Erschwernisse. Die Einführung des Bachelor-Studiengangs hat den Universitätswechsel demzufolge nicht vereinfacht, sondern im Gegenteil erschwert. Daher empfinde ich es als großen Nachteil, daß kein einheitlicher Bachelor-Studiengang in Deutschland eingeführt wurde.

Nach meiner Erfahrung gibt es im Bachelor-Studiengang weniger Studienabbrecher. Kommilitonen, die nach zwei bis drei Semestern festgestellt haben, daß das Studium der Kunstgeschichte nicht vollständig ihren Erwartungen entsprochen hat, wollten trotzdem das Studium zu Ende führen. Denn durch die Regelstudienzeit von sechs Semestern hat man beispielsweise nach drei Semestern bereits etwa die Hälfte der Studienanforderungen erbracht. Diese erbrachten Leistungen will man nicht verfallen lassen, zumal nach drei weiteren Semestern die Möglichkeit besteht, einen ersten berufsqualifizierenden Hochschulabschluß zu erwerben.

Viele Absolventen des Bachelor-Studiengangs gibt es in Düsseldorf bisher noch nicht, da er erst vor drei Jahren eingeführt wurde. Somit kann man auch noch keine Bilanz ziehen, wie die Chancen und Möglichkeiten für Bachelor-

Absolventen der Kunstgeschichte auf dem Arbeitsmarkt sind. Von den Kommilitonen, die bereits ihr BA-Studium abgeschlossen haben oder es in der nächsten Zeit abschließen werden, ist mir keiner bekannt, der sich für einen kunsthistorischen Beruf bewerben will. Die meisten ziehen es vor, in einem Aufbaustudiengang weiterzustudieren, oder haben sich für einen nicht-kunsthistorischen Beruf entschieden.

Trotz einiger organisatorischer Anlaufschwierigkeiten zu Beginn meines BA-Studiums bin ich sehr froh über meine damalige Entscheidung, vom Magisterstudiengang in den BA-Studiengang gewechselt zu haben. Die anfängliche Skepsis der Institute und Lehrenden gegenüber dem neu eingeführten BA-Studiengang ist inzwischen weitestgehend gewichen. Stattdessen nutzen die Lehrenden die Studienreform, um innovative Lehrveranstaltungen in die neuen Studiengänge zu integrieren. So hat das Seminar für Kunstgeschichte der Universität Düsseldorf Masterseminare eingeführt, die von den Studierenden wissenschaftliches Arbeiten für die Praxis fordern. Hierzu gehören Projektseminare (z. B. die Gestaltung eines Kunstpfads auf dem Universitätscampus) und Teamprojekte (z. B. Vorbereitung einer zukünftig stattfindenden Ausstellung). Diese neuartigen Lehrveranstaltungen haben mich dazu bewegt, nach meinem BA-Abschluß mein Studium mit einem Masterstudiengang fortzusetzen.

Dorothea Ley

Kunstgeschichte und Lehrerbildung

Die Umstellung der Magisterstudiengänge an den deutschen Universitäten auf gestufte Studiengänge (BA/MA) konfrontiert auch die Kunstgeschichte mit der Forderung, die BA-Studiengänge berufsbezogen zu gestalten. Wie für alle Geistes- und Kulturwissenschaften gilt es auch für die Kunstgeschichte, hier besonders sorgsam das eigene Selbstverständnis, die

notwendigen Studienreformen und die vergleichsweise pauschalen politischen Forderungen auszubalancieren. Kaum nämlich kann ein universitäres Kunstgeschichtsstudium eine Berufsausbildung oder ein Fachhochschulstudium sein (Stichwort: geforderte »employability«). Hier teilt die Kunstgeschichte das akademische Selbstverständnis der Geistes- und

Kulturwissenschaften, in allgemeinen Kompetenzen der Recherche, Methodik, Darlegung und Präsentation etc. zu bilden, nicht aber für fest umrissene Berufsfelder auszubilden. Hinzu kommen die spezifischen Kompetenzen im Umgang mit Bildern, aber eben auch mit dreidimensionalen Objekten sowie mit Architekturen und Räumen. Weiterhin und nachdrücklich sollte die Kunstgeschichte – und sie tut dies ja auch – darauf hinweisen, daß solche Kompetenzen nicht sachunabhängig gelernt werden können. Man benötigt auch Sachwissen und »Feldkompetenz« – und dies aus doppeltem Grund: In der Tat werden Zeitgenossen gebraucht, die sich mit den Künsten spezifischer Regionen zu spezifischen Zeiten auskennen. Solche »Ortskenntnis« ist für das Fach selbst notwendig (Stichworte: Sprach- und Kulturkenntnisse), aber auch für die im Gegenzug zur Globalisierung und gerade auch für den europäischen Einigungsprozeß immer notwendiger werdende Kenntnis regionaler Traditionen. Zweitens ist es eine kaum zu überschätzende Kompetenz, überhaupt zu wissen, daß es eine professionelle Fachlichkeit und detaillierte Wissensbasis für Forschung und gesellschaftliche Entscheidungsprozesse geben kann.

Zum Selbstverständnis der Kunstgeschichte gehört es – so versteht sich auch der Verband Deutscher Kunsthistoriker –, die klassischen Berufsfelder Universität, Museum und Denkmalpflege sowie weiterhin auch andere fachbezogene Berufsfelder zu übergreifen. Die Neustrukturierung der Studiengänge bietet in diesem Kontext noch einmal die Gelegenheit, diese Einheit des Faches selbstbewußt zu reflektieren. Dabei geht es nicht um platte Praxisbezüge, sondern um den Dialog zwischen Methodenreflexion, historiographischem und kultur- wie bildwissenschaftlichem Diskurs auf der einen Seite und dem Monumentenbezug auf der anderen. Mit Sorge ist gegenwärtig die Entfremdung zu beobachten, die vielerorts eingetreten ist zwischen der universitären Forschung (und derjenigen an den

Forschungsinstituten) und der darauf basierenden Lehre einerseits und andererseits den Institutionen, denen Bewahrung, Erforschung, Präsentation und Vermittlung der Kunstwerke und Kulturgüter anvertraut sind. Wechselseitige Relevanz und Verantwortung sollten dringend stärker sichtbar gemacht werden. Von hier aus läßt sich dann auch die Bedeutung der Kunstgeschichte für gesellschaftliche Handlungsfelder zwingend begründen: Berufsfeldbezug als notwendige, aus der Forschung begründete, Reflexion wissenschaftlichen wie institutionellen Handelns des Faches. Das Fach scheint solche Sichtbarkeit der wechselseitigen institutionellen und diskursiven Verflechtung seiner gesellschaftlichen Handlungsfelder noch aus einem anderen Grund und für ein weiteres Berufsfeld dringend zu benötigen.

Obwohl einerseits kunstgeschichtliche Themen und Wissenschaftspropädeutik Gegenstandsbereiche des schulischen Unterrichts sind und andererseits nicht wenige Professuren der Kunstgeschichte an Universitäten und Akademien kapazitär durch die Lehrerbildung begründet sind, gilt die Lehrerbildung – so wird man wohl sagen dürfen – im Selbstverständnis des Faches nicht als Aufgabe der universitären kunstgeschichtlichen Lehre. Gerade an denjenigen Hochschulen, an denen jetzt auch die Lehrerbildung auf gestufte Studiengänge umgestellt wird, müssen auch hier die BA-Abschlüsse polyvalent sein. Künftig wird also hier für außerschulische Berufsfelder auch im Bereich, oder zumindest im unmittelbaren Umfeld, der Kunstgeschichte ausgebildet. In diesen Studiengängen werden vermittlungswissenschaftliche Veranstaltungen einen großen Raum einnehmen müssen. Damit werden sie für alle Bereiche der Kulturvermittlung eher attraktiv sein als die klassische Kunstgeschichte.

Die Arbeit an den universitären wie den schulischen Curricula ist gegenwärtig weitestgehend in die Zuständigkeit der Kunstpädagogik ausgegliedert. Damit aber beraubt sich das Fach entscheidender Handlungsfelder wie

Begründungen in der öffentlichen Wahrnehmung. Die universitäre, fachwissenschaftliche Lehrerbildung im Fach Kunst sollte – wie dies in anderen Fächern Standard ist – von der Bezugswissenschaft bestimmt sein. Von hier aus sind Inhalte, Methoden und Kompetenzen zu bestimmen. Für das Fach bedeutet dies, selbst zu entscheiden, was in die schulische Breite hineingetragen wird, der folgenden Generation als Wissen über Kulturüberlieferung wie gesellschaftliche Institutionen mitgegeben wird, statt diese Entscheidung anderen zu überlassen. Verstärkt gilt dies noch einmal für die schulischen Curricula sowie die in der Kultusministerkonferenz erarbeiteten Rahmenrichtlinien. So scheint sich abzuzeichnen, daß etwa die Vermittlung historischer Denkmale und der Institution Denkmalpflege, von historischen Kunstwerken und das Aufzeigen der Institution Museum als gesellschaftlich-kulturellem Raum weitgehend verloren gehen. Dies aber gräbt dem gesellschaftlichen Wissen über das Fach wie über die Kunst und damit der Akzeptanz, gesellschaftliche und finanzielle Ressourcen zu investieren, das Wasser ab. Auch werden dann wohl nur noch diejenigen sich zu einem Kunstgeschichtsstudium entscheiden, die nicht erst in der Schule überhaupt von der Existenz eines solchen Faches hätten erfahren können. Für die kunsthistorischen Institute, deren Einzugsbereich nicht in Städten mit bildungsbürgerlichen Schichten liegt, ist dies eine bedrohliche Perspektive. Hält man Kunstüberlieferung und die Kunstgeschichte mit ihrem Wissen und ihren Institutionen für unverzichtbare Elemente gesellschaftlich-kultureller Identität, ist ein solches Szenario schlechterdings inakzeptabel.

Die Lehrerbildung sollte – so wird man daher dringend fordern – als Aufgabe der universitären Kunstgeschichte nicht länger als beinahe randständige, nach Möglichkeit eher auszugrenzende Tätigkeit verstanden werden. Hier gilt es offenbar, viele Vorurteile abzubauen. So kann es etwa nicht Ziel sein, ausgedehnte Veranstaltungen der Kunstgeschichte

für die Lehrerbildung anzubieten. Vielmehr geht es darum – das bestätigt etwa die »Terhart-Studie« (*Perspektiven der Lehrerbildung in Deutschland. Abschlußbericht der von der Kultusministerkonferenz eingesetzten Kommission*. Im Auftrag der Kommission hrsg. von Ewald Terhart, Weinheim/Basel 2000) –, Lehrer vor den Standards der Fachwissenschaft auszubilden. Allerdings wird ausgehend von der Lehrerbildung inzwischen deutlich gefordert, die wissenschaftliche Ausbildung zwar keinesfalls den Perspektiven der Berufsfelder unterzuordnen, doch sie gleichwohl vor den berufspraktischen Anforderungen zu verantworten. Hier kann jede fachwissenschaftliche Diskussion gegenwärtig von den seit der PISA-Studie noch einmal verstärkt geführten Auseinandersetzungen der Lehrerbildung nur profitieren. Eine solche Reflexion steht der Kunstgeschichte – wie ja auch längst realisiert wird – für die Neugestaltung der Studiengänge ohnehin gut an.

Zwingend notwendig ist es gerade auch für die Lehrerbildung, nicht nur ein gewissermaßen auswendig zu lernendes Wissen über die Epochen der Kunstgeschichte zu vermitteln. Weder das *Funkkolleg Kunst*, noch die *Kunsthistorischen Arbeitsblätter*, beide im übrigen sinnvolle Begleitmaterialien, eignen sich daher, wie gelegentlich zu hören, als Curriculum. Ein solches muß vielmehr die Vermittlung von Kompetenzen umfassen: ein grundsätzliches Verständnis darüber, was Wissenschaft ist, welche Verfahren konsensfähig sind etc. Das »Studium vor Originalen« sollte verpflichtender Teil des Studiums sein. Nur so ist zu gewährleisten, daß die Bildanalyse nicht nur an schlechten Reproduktionen oder im digitalen Netz stattfindet oder Skulpturen wie Architekturen überhaupt nur in zweidimensionalen Reproduktionen kennengelernt werden. Vielmehr müssen Museumsbesuche verbindlich verankert werden, Exkursionen und Stadtspaziergänge unverzichtbar sein. Die Probleme der Denkmalpflege, des Schutzes und der Vermittlung des kulturellen Erbes etc.

sind zu reflektieren. Die Auswahl der Seminarthemen sollte einerseits die Weite des Faches sichtbar machen, andererseits bedarf es der exemplarischen, zugleich substantiellen Themen, um Wissenschaftsverständnis und die oben genannte »Ortskenntnis« zu vermitteln. Hier müssen die Seminarthemen vor dem Bildungsprofil des Faches legitimiert werden – eine Forderung der Lehrerbildung, die wohl dem universitären Studium insgesamt größeren Erfolg versprechen könnte.

Nimmt man ernst, daß die Kunstgeschichte nicht nur Wissenschaft ist, sondern Träger des kulturellen Gedächtnisses, dann leuchtet unmittelbar ein, daß Begegnung mit historischer und zeitgenössischer Kunst gleichermaßen altersgemäß wie in kunsthistorisch verantworteter Perspektive bereits in der Grundschule stattfinden muß. Es wird besonderes Geschick erfordern, für diese in der Stundenzahl so knapp bemessenen Lehramtsstudiengänge ein Curriculum zu erarbeiten, das ein Fachverständnis – und eben nicht nur eingeschränktes Fachwissen – vermittelt. Auch rückt hier die den Universitäten zunehmend zugewiesene Aufgabe der Fortbildungen (Stichwort: lebenslanges Lernen) in den Blick. Die historische Tiefe der Kunstgeschichte ist gegen die von der Rahmenordnung der Kultusministerkonferenz vom Frühjahr 2004 vorgeschlagene Engführung auf die jüngere Vergangenheit – auf die Kunst seit dem 19. Jh.,

und vor allem auf zeitgenössische Kunst – zwingend einzufordern. Wie will man sonst in weiteren 20 Jahren noch für den Erhalt der Objekte argumentieren, bei wem kann man dann noch auf Gehör hoffen?

Zu suchen ist schließlich das Gespräch mit der Fachdidaktik. Dies wird vielleicht nicht leicht sein, hat die Kunstpädagogik doch in weiten Bereichen die fachwissenschaftliche Ausbildung der Kunstlehrer mit übernommen und eine fachwissenschaftlich oft nicht mehr begründbare eigene Version der Beschäftigung mit Kunst entwickelt. Hier ist darauf zu dringen, daß die Kunstgeschichte die Bezugswissenschaft ist, von der ausgehend die Kunstdidaktik die reflektierte und vor den Bildungszielen begründete Auswahl der Unterrichtsgegenstände und die methodisch fundierte Überführung in Unterrichtskonzepte zu leisten hat. Auch wird sich die Kunstgeschichte mit den Fragen und Überlegungen der Kunstdidaktik konfrontieren müssen, wie substantiell und exemplarisch, mithin wie präzise legitimiert Unterrichtsgegenstände sein müssen. Doch dürfte die Kunstgeschichte von solchen Gesprächen profitieren. Vor allem würde sie zu einem Akteur in bildungspolitischen Debatten. Daß sie dort gegenwärtig weitgehend unsichtbar ist, ist jedenfalls kein Problem, das nur die Lehrerbildung angeht. Betroffen ist vielmehr die Zukunft des Faches.

Barbara Welzel

Die Habilitation in der Kunstgeschichte. Zehn Aspekte

1. *Die Habilitation ist ein Privileg.* Sie erlaubt Nachwuchswissenschaftlern, auf dem Höhepunkt ihrer kreativen Möglichkeiten ihrem wissenschaftlichen Interesse nachzugehen und, im Freiraum eines gesellschaftlichen und beruflichen Schonraumes, noch einmal tief Luft zu holen und sich in das Abenteuer eines neuen großen Forschungsthemas zu stürzen, mit allen Folgen, die das für ihre wissenschaftliche, berufliche und persönliche Entwicklung haben kann.

2. *Die Habilitation war einmal eine akademische Prüfschrift.* Weder Dissertation noch Habilitation je als Buch zu veröffentlichen, wie das noch zu Zeiten der jetzt in den Ruhestand tretenden Professoren üblich war, ist heute undenkbar geworden. Inzwischen ist die Habilitation fast nur noch so etwas wie die Vorbereitung einer Publikation. Was zählt, ist nicht so sehr die Bewertung nach akademischen Regeln, die Aufnahme durch die Fakultät, sondern die strategische Positionierung